

Was heißt heute, das Rechte zu tun?¹

Ich will diese Frage nicht allgemein als Frage gegenwärtiger ethischer Orientierung aufnehmen, sondern als Frage im Blick auf unsere *Kirche*: Was ist zu tun, daß sie sich in der gegenwärtigen Situation ihrer selbst und der Lebenswelt, in der sie lebt und für die sie da ist, als *Kirche Jesu Christi* erweist und von daher als „*Kirche für das Volk*“?

I.

Die Frage entspringt einer tiefen aktuellen *Sorge* um unsere Kirche – einer Sorge, die wir wohl alle teilen. Der Wind öffentlicher Meinung bläst ihr auf einmal kräftig ins Gesicht, kräftiger, als wir es – jedenfalls im Westen – früher gewohnt waren. Sehr viele bisherige Mitglieder der Kirche haben sie verlassen. In bestimmten Volksschichten gehört es heute mehr und mehr geradezu zum guten Ton, nicht mehr zur Kirche zu gehören. Aber nicht nur das – besorgniserregender ist der *innere Zustand* unserer Kirche: in vielen Häusern von Mitgliedern der Kirche selbst ist jegliche Form gemeinsamer Glaubenspraxis wie erloschen. Eltern beten nicht mehr mit ihren Kindern, singen keine Glaubenslieder mit ihnen, lassen die Phantasie ihrer Kinder nicht mehr in der Bilderwelt biblischer Geschichten bestimmt und geordnet werden, sondern überlassen sie der Flut von Horrorbildern immerfort um ihr Leben kämpfender und aus eigener Kraft siegreicher Helden-Typen, wie sie vor allem unsere Medien täglich anbieten. Glaube ist kein Thema des täglichen Miteinanders. Den sonntäglichen Gottesdienst erleben nicht mehr viele Kinder an der Seite ihrer Eltern. Diese lassen sie also nicht mit der Erfahrung aufwachsen, daß der Gottesdienst der Höhepunkt alles alltäglichen Lebens ist, seine entscheidende Kraftquelle. Immer mehr Eltern empfinden es als Zumutung, ihre Kinder zum Kindergottesdienst zu bringen

1 Vortrag bei den Theologischen Tagen des Martin-Luther-Bundes in der Evangelischen Akademie in Bad Segeberg am 29. Januar 1996.

– zu einer Zeit, wo doch Ausschlafen, Brunch mit Freunden und jedenfalls häuslich-private Behaglichkeit angesagt ist. Dabei ist man keineswegs religionslos. Der Markt religiöser „Esoterik“ blüht, das Interesse an Selbstfindung im Spiegel fremdartiger Religiosität ist durchaus vielfältig, Meditations-schulen jeder Art haben viel Zuspruch, und die Bilderwelt von Werbung, Film und Kunst ist voll von religiösen Motiven, die sich freilich als solche nicht zu erkennen geben und in ihren Konturen verschwimmen. Daß an alledem auch Kirchenmitglieder teilnehmen, die nicht daran denken, aus der Kirche auszutreten, ist ein Symptom für eine tiefe Unsicherheit in der inneren Einstellung und im alltäglichen Verhalten zu dem, was Glaubenslehre und Glaubenspraxis der Kirche ist. Viele *leben* damit nicht mehr. Selbst Zentrales ist vergessen, nicht weil man atheistisch gesinnt wäre, sondern weil alle *konkreten Formen, sich täglich darin einzuüben*, seit langem wie erloschen sind und darum als fremd und unzugänglich, als „veraltet“ und „nicht mehr zeitgemäß“ empfunden werden. Gleiches trifft auf den Bereich alltäglicher Sittlichkeit zu. Wie man sich „*religiös*“ seine ganz eigenen, persönlichen Wege auswählt und sich dabei faktisch doch ganz „trendgemäß“ verhält, so auch in dem, was man in seiner Lebensführung tut und läßt.

– Man sollte meinen, die Leitungsorgane unserer Kirche reagierten auf diese deutliche Krise mit deutlichen Versuchen zu einer Regeneration aus der Wurzel und Mitte. Das öffentliche Erscheinungsbild von Kirchenleitung ist jedoch ein anderes. Als aktuelles Hauptproblem wird gegenwärtig erstens überall die *Finanzlage* der Kirche verhandelt, und zwar zumeist so, daß nach einem Verteilungsmodus gesucht wird, durch den alle Gemeinden und „Dienste und Werke“, alle Arbeitszweige und Gruppen quantitativ gleich behandelt werden. Nur so scheinen Verteilungskampf-Mentalitäten auszuschließen zu sein. Der primäre Leitungsgesichtspunkt ist der Erhalt des Kommunikationspegels.

– Ein weiteres Interesse konzentriert sich zweitens darauf, wie der schwindenden *Präsenz der Kirche im Bereich der Öffentlichkeit* aufzuhelfen ist. Dabei geht es vor allem um die Frage, wo Themen und Motive der Kirche an Themen und Trends der gegenwärtigen Lebenswelt anzupassen seien, damit „Kirche“ für mehr Menschen „wieder interessant“ werde. Voraussetzung ist die Sorge, die Kirche habe die zentralen Lebensinteressen „der Menschen unserer Zeit“ verloren beziehungsweise einfach noch nicht erreicht, sie sei allzu lange ihrer „veralteten Tradition“ verhaftet geblieben und habe sich selbst nicht im Gleichmaß mit ihrer Umwelt „verändert“. Dieses Anpassungs-Interesse ist bis heute vorherrschend – obwohl Fachleute aus der Industrierberatung den Fehler eher darin vermuten, daß die Kirche kein deutliches Bewußtsein vom *Eigenwert* ihrer „Produkte“ habe und *dies* der

entscheidende Grund für ihre mangelnde „Werbewirksamkeit“ sei. Symptomatisch sind die sich abwechselnden Hauptthemen unserer Synoden, als deren treibendes Anliegen jenes Anpassungsinteresse deutlich erkennbar ist – es ist offenbar unstillbar.

Dahinter steht drittens ein *Verständnis* von „Volkskirche“, das allzu selbstverständlich am *Leitmodell der modernen freiheitlich-pluralen Gesellschaft* orientiert ist, deren Kommunikationsstruktur so eingerichtet sein muß, daß jedes Mitglied ein Höchstmaß an individueller Selbstbestimmung und „Selbstverwirklichung“ haben muß und als deren einzige *Toleranzgrenze Intoleranz* gegenüber anderen zu gelten hat. Entsprechend wird als primäre Aufgabe kirchlicher Leitungsorgane gesehen und in der Leitungspraxis mit mehr oder weniger Geschick und Erfolg befolgt, was Bischof Wölber bereits Ende der sechziger Jahre als „Zusammenhüten“ griffig beschrieben hat. Der Pfahl im Fleisch solcher Leitungsideen allerdings ist die *Wahrheitsfrage*. Wissen wir doch alle, daß die Kirche einen Herrn hat, dessen Heilswille eigentlich das alleinige Maß aller Kirchenleitung zu sein hat. Ist aber Kirche nach Confessio Augustana VII in ihrer Sozialgestalt definiert als Versammlung, in der das Evangelium rein verkündigt und die Sakramente recht verwaltet werden, so ist *dies* das allein wahre gültige Kriterium von Kirche – und nicht die durchweg tolerante Kommunikation ihrer Mitglieder untereinander.

Hier ist die Reibungsfläche, an der gegenwärtig immer tiefere Verwerfungen in der faktischen Kirchengemeinschaft entstehen: Eine wachsende Zahl von „Konservativen“ beziehungsweise „evangelikalen“ Christen und Gruppen besteht auf der Wahrheitsfrage im Sinne der Bibel- und Bekenntnismäßigkeit alles kirchlichen Lebens und Handelns und so auch aller Leitungsentscheidungen. Unter dem Leitgesichtspunkt der Wahrheitsfrage verengt sich dann freilich die Toleranzgrenze in der faktisch-gegenwärtigen Volkskirche; und dort, wo Kirchenvorstände, kirchliche Gruppen, Kirchenleitungen und Synoden Erklärungen abgeben, Beschlüsse fassen und Orientierungspapiere veröffentlichen, die zwar von Gremienmehrheiten getragen werden, jedoch mit der Grundlage von Bibel und Bekenntnis nicht vereinbar sind, werden sie mit der kritischen Frage konfrontiert, ob sie nicht ihr kirchliches Amt verfehlt beziehungsweise mißbraucht haben, und zwar gerade damit, daß sie sich korrekt an die Verfahrensregeln einer als offenen Kommunikationsprozeß verstandenen Kirche gehalten haben.

Die Konsequenz solcher Kritik ist freilich, daß dort, wo nach ihrer Regel Kirche *geleitet* würde, die „Volkskirche“, wie sie faktisch besteht, Grenzen bekäme, durch die sich nicht wenige Kirchenmitglieder als „ausgegrenzt“ erführen, beziehungsweise fühlten, weil *ihre* Meinungen und *ihr* Verhalten als kirchlich defizitär, wenn nicht als widersprüchlich zu beurteilen wären

oder beurteilt würden. So würden sehr schwere Kommunikationsprobleme und mancherorts auch Kommunikationsbrüche in der Kirche entstehen, die in der ohnehin äußerst schwierigen und allseits empfindlichen Situation, in der wir uns gegenwärtig befinden, leicht zu einer Strukturkrise führen können, die man, wenn man dramatische Ausdrücke liebt, als „das Ende der Volkskirche“ bezeichnen könnte. Die Besorgnis davor hat gewiß gewichtige Gründe. Ungleich *gewichtiger* Gründe jedoch – so scheint mir – haben die kritischen Grundfragen an unsere Kirche von dem ernstgenommenen Fundament in Bibel und Bekenntnis her; „Quo vadis – wohin gehst du?“ Der Apostel sagt: „Nichts vermögen wir gegen die Wahrheit, sondern nur für die Wahrheit!“ (II Kor 13,8). Wer darauf sogleich mit der Pilatusfrage kontert: „Was ist denn (schon) Wahrheit?“ (Joh 18,38), und diese Frage in unsere plurale Gegenwart hinein als Vorwurf verlängert: „Ich habe meine Wahrheit, du die deine – wer Wahrheit schlechthin behauptet als Wahrheit für alle, ist ‚Fundamentalist‘ und handelt autoritär!“, der möge genau hinhören, was Jesus Pilatus gesagt hat: „ICH – bin dazu geboren und in die Welt gekommen, um für die Wahrheit Zeugnis abzulegen. Wer aus der Wahrheit ist, hört meine Stimme“ (Joh 18,37)! Eines der entscheidenden Kriterien, nach denen Martin Luther „die“ Wahrheit des Evangeliums verstanden hat, war die Einsicht, daß diese „*extra nos*“ besteht – nämlich allein in Christus –; und das hatte *nicht* den Sinn, es gebe kein Recht für irgendeinen Christen oder für irgendeine Kirchenpartei, *die* Wahrheit in Anspruch zu nehmen; sondern im Gegenteil: Weil Wahrheit nur im Munde *Christi* zu vernehmen ist, vertritt mit Recht in seiner Kirche *die* Wahrheit, wer Christi Wort bezeugt; und wer felsenfest darauf vertraut, daß Christi Wort die Macht und Überzeugungskraft hat, sich in der Kirche durchzusetzen.

Hier scheint mir das Wurzelproblem unserer kirchlichen Gegenwart zu liegen. Und hier zugleich der Ansatzpunkt zur Antwort auf die Frage: „Was heißt heute, das Rechte zu tun?“

Weil aber die vielen gegenwärtigen Auseinandersetzungen um diese Frage immer wieder zeigen, wie hautnah einerseits in der Tat autoritäres Mißverständnis und autoritärer Mißbrauch im Umgang mit der Wahrheit in unserer Kirche beieinander liegen, wie verführerisch andererseits die Möglichkeiten sind, der Wahrheitsfrage mit scheinbar vernünftigen und pragmatisch unausweichlichen Argumenten auszuweichen, darum möchte ich mich im folgenden Hauptteil meiner Ausführungen ganz darauf konzentrieren, den beiden Aspekten der Wahrheit des Wortes Christi nachzudenken: seiner absoluten Verbindlichkeit und seiner umfassenden Überzeugungskraft – oder johanneisch ausgedrückt: der *Wahrheit*, die als solche *das Leben* ist (Joh 14,6). In einem Schlußteil sollen dann daraus einige praktische Konsequenzen im

Blick auf eine geistliche Reform und Erneuerung unserer Kirche ausgezogen werden, nicht zuletzt auch unter ökumenischem Gesichtspunkt.

II.

Den Kern der Krise unserer Kirche sehe ich darin, daß für immer mehr Menschen, auch für viele Christen Gott nicht mehr als persönliches *Gegenüber* erlebt wird: als ein ICH, das dem Menschen zum Du wird und ihn als Du anspricht. So wird Religion diffus und neigt sei es zu pseudoreligiöser Selbstüberhöhung des Menschen, als sei er göttlich, sei es zum Mißbrauch von Religion zur Befriedigung individueller Bedürfnisse, als könne er aus dem, was Gottes ist, für sich auswählen. Das erste kann kollektiv zu verantwortungslosem Umgang mit Menschenleben und Schöpfung führen, das Zweite zu narzistischer Grundhaltung mit der Folge schwerer Störungen im seelischen „Haushalt“.

Aber kein Mensch kann in Wirklichkeit *Gott selbst* beseitigen. Er kann sich ihm entziehen, sich taub machen für Gottes Anruf und blind für Gottes Handeln. Den Schaden trägt dann der Mensch, nicht Gott. Das Wunderbarste an Gott aber besteht darin, daß *Er* sich Menschen nie entzieht, immer erreichbar bleibt für jeden; daß *Er* „nicht will, daß irgendeiner verlorengelht“, und uns darum die Möglichkeit, uns Ihm zuzukehren, lebenslang offenhält (II Petr 3,9).

Die Bibel bezeugt das mit Gottes eigenen Worten. Israels Erwählung ist *das* zentrale Vorbild für Gottes Verhalten zu seiner Schöpfung insgesamt. Seinem Volk spricht er zu: „ICH BIN Jahwe, Dein Gott“ (2. Mose 20,2). Das heißt: So sehr er *Gott* ist und kein Mensch, allmächtig und ewig-lebend, so *ganz* ist er in seinem *Selbst*-Sein für Israel da. Nichts Solipsistisches also ist in ihm; es geht ihm nicht zuerst und zuletzt um sich selbst, sondern alles Eigene setzt er ein für sein Volk. In diesem Sinne ist sein Name eine Zusage: Er ist, was er ist, als *Israels* Gott, und wird und will es immer sein. Sein Name lautet darum nach der anderen zentralen Selbstoffenbarung (2. Mose 34,6): „Barmherzig, gnädig, geduldig und von großer Güte und Treue“. All dies sind „Eigenschaften“ Gottes, die er in seinem *Handeln* erweist. Es gibt eine Fülle von Stellen im Alten Testament, in denen dieser Name Gottes immer wieder im Lobpreis und Grund-Dank der Seinen anklingt – bis in ganz späte Zeugnisse und bis ins Neue Testament, zum Beispiel im Magnifikat Marias. Zwar wird der Ernst dessen, daß Israel sich mit seinem ganzen Leben diesem seinem Gott anvertrauen und ihm gehorchen soll, und entsprechend der Ernst der Gerichtsdrohung Gottes gegenüber allem Unglauben

und Ungehorsam nicht im mindesten beseitigt. (Das zeigt sich in der Fortsetzung 2. Mose 34,7.) Gott nimmt den Menschen als verantwortlichen Adressaten seiner Zusage vollkommen ernst. Würde aus seiner Barmherzigkeit, was Dietrich Bonhoeffer „billige Gnade“ genannt hat, so würde sie ihr Wesen als *Heilshandeln* verlieren. Gottes „Zorn“ ist die Kehrseite der Wirklichkeit seiner barmherzigen Gnade. Aber wer sich ihr im Glauben in die Arme wirft, der erfährt durch sie selbst, daß *sie* es ist, die Gottes *Sein* bestimmt, daß Gott zürnt, weil er barmherzig ist und sein will, weil es dieser sein Barmherzigkeitswille ist, dem der Unglaube sich versagt. Das Kommen Jesu, seine Menschwerdung, seine Heilsverkündigung, sein Sühnetod am Kreuz und seine Auferstehung, Erhöhung und Verherrlichung sind die äußerste Verdichtung dieses Seins Gottes für seine Erwählten, die er liebt auch noch als Sünder, für die er seinen eigenen Sohn und in ihm sich selbst ganz hingibt, um sie aus der Wirklichkeit der Gottlosigkeit, aus der Verfehlung des Lebens, die sie sich selbst zugezogen haben, herauszuholen und ihr Leben von Grund auf zu erneuern.

Sie werden vielleicht entgegenn wollen: Das alles wissen wir doch, es ist jedem Christen wohlbekannt und wird in jedem Gottesdienst immer wieder angesprochen. Aber nach der Weisheit der Bibel ist alles *Wissen* um Gott ein zentraler *Lebensvorgang*! Löst sich das Glaubenswissen vom Glaubensvollzug ab oder separiert sich das Glaubensleben aus dem *Ganzen* des Lebens und wird darin wie zu einer Exklave, dann wird das bloße Wissen alsbald leer. Das kann man sich nicht oft genug bewußt machen. Man empfindet dies Wissen dann mit Recht als „unlebendig“ und „lebensfern“, es verliert sein Gewicht und seine Bedeutung; es wird „gleichgültig“ und durch anderes, Näherliegendes, zum Leben „Brauchbares“ ersetzbar. *Das* ist das Problem heute! Wenn aber dieses Elementarwissen *wahr* ist, weil Gott wahr ist und es bleibt, dann muß sich die Frage, was für die Kirche heißt, *heute* das Rechte zu tun, darauf konzentrieren, wie ihre fundamentale Lehrtradition zur *lebendigen* Tradition werden kann, wie Christen dazu bewegt werden können, den Glauben an den dreieinigen Gott wieder als *Lebensvollzug* zu finden, und wie dem christlichen Glauben entfremdete Menschen entdecken können, daß sie für ihr eigenes Leben in der modernen Lebenswelt Gott notwendig brauchen, damit ihr Leben nicht letztlich verkommt und buchstäblich verspielt wird.

Dazu bedarf es zu allererst einer persönlichen Sprachweise. Es gibt ja tatsächlich eine große Zahl von Christen, die sehr wohl persönlich um Gott wissen als Mitte, Ursprung und Ziel ihres Lebens. Aber woher kommt die so verbreitete Genanz, davon zu reden – so „natürlich“ zu reden wie von Essen und Trinken, Liebe und Arbeit, Glück und Leid?

Das kann man nirgendwo besser lernen als von den Betern des Psalters. Sie *leben* mit ihrem Gott. Für sie ist Gott „die Quelle des Lebens“ (Ps 36,10). „Wenn ich mich zu Bett lege, so denke ich an dich; wenn ich wach liege, so sinne ich nach über dich“ (Ps 63,7). Gott ist wie der Geliebte, den sie herzlich lieb haben (Ps 18,2f), der ihnen ein und alles ist, über dessen Nahesein sie sich freuen, nach dem sie sich sehnen, wenn er abwesend ist, wie der Hirsch nach Wasser schreit und dürres Land nach Regen; und dessen Kommen sie entgegenjauchzen. Sie freuen sich über jedes Wort, das er zu ihnen spricht, und sind tief dankbar, wo immer er sein Ohr ganz nahe an ihren Mund hält, um ihr Klagen zu hören. Er ist für sie wie ein Felsen, auf dem das Haus ihres Lebens sicher aufrucht, wie eine Burg, in der sie vor Feinden sicher sein können, wie ein Schild, der giftige Pfeile auffängt, und wie ein Schwert, mit dem sie sich gegen Verfolger wehren können. Sie können ihm alles erzählen, was sie erleben, was böse Nachbarn ihnen angetan haben, aber auch, was sie selbst Böses getan und womit sie ihren Geliebten, Gott, gekränkt und verletzt haben. Sie vertrauen sich seiner Hilfe an, seiner Rettung aus Todesnöten *media in vita* – mitten im Leben – seiner Vergebung. Sie wissen, wo er zu finden ist: in seinem Hause, und sehnen sich danach, im Gottesdienst mit dabei zu sein. Es ist „ihres Herzens Wonne“, ihn zu loben und zu preisen: daß er da ist, daß er alle Wunden heilt, alle Tränen trocknet, aus Gefängnishaft und aus Gefahren auf dem Meer errettet. Und selbst da, wo er fern scheint und sie sich von ihm verlassen fühlen, hören sie nicht auf, nach ihm zu schreien: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Ich schreie, aber meine Hilfe ist ferne ...“ (Ps 22,2).

Könnte man so nicht auch heute von Gott reden, von dem beseligenden Wunder seiner Nähe, der Begegnung mit ihm, von Führungen und Errettungen, von seinen Tröstungen in Angst und Not, von all den überraschenden Erlebnissen, daß er mich kennt und versteht, tiefer und umfassender als ich mich selbst kenne, daß er mich liebhat, mit mir geht und mir selbst in die äußersten Wüsten, in die ich mich verrannt habe, nachgeht, und wo ich mich selbst schon verloren gebe, *Er* mich nicht aufgibt und mir Wege zeigt und öffnet, auf denen es für mich weitergeht. Wie ich in Angst und Gefahr auf einmal seiner Nähe inne geworden bin, der ich mich getrost anvertrauen konnte – in dem geheimnisvollen Wissen, daß die Hand, die mir da jetzt gereicht wird, mich auch dann noch festhält und hindurchzuführen vermag, wo es in den Tod geht.

Lebendiger Glaube ist in der Tat ein Lebensverhältnis ganz eigener Art. Es wird von daher in seinem Hinter-Sinn durchaus verständlich, daß in einem glaubensfernen Leben so oft die innige Liebesverbindung zwischen zwei Menschen geradezu religiöse Qualität gewinnt – nur, daß deren Gelin-

gen eine Sache ungestillter Sehnsucht ist, allenfalls produktiver Fantasie, die aber meine Wirklichkeit nie einholt, den wirklichen Partner maßlos überfordert, und die eigene Seele mit all ihren Tiefen und Untiefen mit sich allein läßt. Da liegt es nahe zu vermuten, daß auch der Glaube an Gott zum Bereich dieser Glücksfantasien gehören müsse, und zu urteilen, darin sei der Traum von einem in himmlisches Licht getauchten *menschlichen* Liebesverhältnis immer noch ungleich *lebensvoller*. Aber lebendiger Glaube ist in all seinen zweifellos mystisch zu nennenden Erlebensweisen in der Wirklichkeit irdischen Lebens fest verortet. Menschliche Liebe und Partnerschaft wird gerade von allen Überhöhungen entlastet, wo die Liebe dieser beiden zu Gott die Mitte zwischen ihnen ist. Ebenso das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, das so rasch heillos wird, wenn Eltern, die in sich selbst keinen Stand und zueinander kein tragendes Vertrauen haben, sich an ihre Kinder klammern, anstatt sie zu führen. Was bedeutet es für das Selbständigwerden von Kindern, wenn sie von früh auf erfahren, daß auch ihre Eltern mit ihnen zusammen, einen himmlischen Vater haben, der unendlich verlässlich ist, wo sie erfahren, wie menschliche Verlässlichkeit ihre Grenzen hat.

Wie ein menschliches Liebesverhältnis, will auch das zu Gott im Verlauf des alltäglichen Lebens kontinuierlich geübt und gepflegt werden. Dazu bedarf es Begegnungs- und Kommunikationsformen, die im Tages-, Wochen- und Jahresverlauf ihren festen Ort haben. So gehört das Gebet zum Leben im Glauben notwendig hinzu. Wer nicht mehr miteinander redet, lebt sich auseinander. Es belebt so auch die Beziehung zu Gott, wenn es feste Zeiten gibt, in denen ich ihm alles erzählen kann, was in meinem Leben „gerade dran“ ist, und umgekehrt auch ich meinem Gott Raum in mir gebe, zu mir zu reden. Nur im konkreten *Leben* des Redens und Hörens kann ein Mensch dessen *gewahr werden*, daß Gott wirklich hören und reden kann – anders als Menschen, aber nicht weniger erfahrbar, sogar viel inniger und dichter, als Menschen es miteinander üben und erfahren können. Für beides gibt es von Gott selbst gegebene Medien: für das Beten den Psalter und einen großen Reichtum von Gebeten und Liedern aus dem Schatz der in Jahrhunderten gewachsenen Gebetskultur der Kirche in einer Vielfalt, die für jeden von uns geeignete Vorbilder enthält, und in einer Gebetsqualität, an der wir unser eigenes Beten gut schulen können. Und für das Hören gibt es die Bibel, die sich seit den ersten Anfängen der Kirche als das maßgebliche Zeugnis des Lebens mit Gott, in dem Gott selbst zur Sprache kommt, erwiesen hat – so daß sein von Menschen bezeugtes Tun und Reden als ein solches hörbar wird, das *mich* und *mein* Leben vollauf miteinbezieht. Wir haben heute die so bewährte Kunst des Umgangs mit der Bibel als *Gottes Wort* und als sein persönliches Sprechen zu mir leider weithin verloren und

sie auch richtiggehend verkommen lassen, sei es, daß die für alles Verstehen so wichtige *historische* Auslegung die biblischen Texte nur noch in ihrer Entferntheit von uns übrigbleiben läßt, wie einen Steinbruch, aus dem sich jeder auswählen und für sich zurechtlegen kann, wie es ihm gerade paßt, sei es auch, daß die historische Auslegung Reaktionen heftiger Ablehnung hervorruft, die dann zu allerlei Weisen frommer Besitzergreifung führen. So werden wir es neu zu lernen haben, wie man genau auf das Wort der Apostel und Propheten zu achten und *darin* auf *Gottes* Wort zu hören vermag. Der tägliche persönliche Umgang mit der Bibel als *der* Heiligen Schrift jedenfalls ist für die Praxis gelebten, in das eigene Leben integrierten Glaubens unerläßlich. Nur so kann jene geistliche Faszination für die eigenartige Sprachkraft des Wortes Gottes entstehen, in der er uns zu Herzen redet und die Herzen von sich überzeugt, so daß jede Langeweile gegenüber der Bibel vergeht und eine „Wonne“ des inneren Hörens entsteht, wie sie zum Beispiel der 119. Psalm in unaufhörlicher Variation und Wiederholung ausdrückt.

Ich breche hier ab, obwohl darüberhinaus noch so viel mehr zu sagen und zu bedenken wäre. Worauf ich hinauswill, ist dies: Ein konkretes Gegenüber zu Gott kann nur noch als *wirklich und wirksam* wahrgenommen und als Element menschlichen *Lebens* ernstgenommen werden, wo wir Wege finden und einander zeigen, wie dies Gegenüber in einer geistlichen Kultur täglich-vertrauten Umgangs mit Gott als dem „ganz *Anderen*“, der uns so unendlich *nahekommt*, in das *tägliche Leben integriert* wird als elementar lebensnotwendiger Vorgang, ja: als der für das Gelingen von Leben *allerwichtigste*. Viel von der heute um sich greifenden tiefen religiösen Unsicherheit und Diffusion hat schlicht darin ihren Grund, daß unter uns Christen inmitten unserer Kirche diese Kunst und Kultur des *Lebens* mit Gott fremd geworden und weithin verlorengegangen ist. Also sind das Wichtigste, was wir in der Kirche brauchen, Schulen des Gebets und des hörenden Umgangs mit der Bibel: Orte, an denen diese praxis pietatis eindrücklich echt vermittelt und regelrecht erlernt werden kann. Denn nur, wenn wir selbst hör- und sprachfähig werden im Glauben, kann der Mehltau von Genanz und Berührungsangst in unserer eigenen Mitte allmählich wie ein Morgennebel in der aufgehenden Sonne weichen. Und nur dann werden dem Glauben entfremdete Menschen unserer modernen Lebenswelt *merken*, daß an diesem Christentum „etwas dran“ ist, um zu einem erfüllten Leben zu kommen, einem Leben, das seinen Namen verdient. (Übrigens: Genauso war es im vierten Jahrhundert, als die „Gemeindekirche“ zum ersten Mal „Volkskirche“ wurde – da hat die Kultur der Mönche viel dazu beigetragen, den vielen Nichtchristen, die sich plötzlich in einem christlichen Imperium Romanum verfan-

innere Achtung und Interesse für diese neue Religion zu vermitteln; und Theologen wie Ambrosius und Augustin haben diese monastischen Beiträge in verstehbare gedankliche Form gebracht. Und wiederum im sechzehnten Jahrhundert waren es die Reformatoren, die die Schätze klösterlicher praxis pietatis zwar gründlich entrümpelt, aber dann in den bürgerlichen Alltag täglichen Lebens hineingegeben haben. So erst ist der Umgang mit der Heiligen Schrift zu *allgemeiner* praxis pietatis geworden. Und Martin Luther hat dem den Weg geöffnet durch seine Theologie sowie besonders durch seine Übersetzung der Bibel, in der sich philologische und geistliche Kunst zu einer Einheit verbinden, die bis heute von keiner anderen Übersetzung erreicht worden ist.)

III.

Lassen Sie mich zum Schluß in ein paar Thesen wenigstens noch andeuten, was für Konsequenzen sich aus diesem Ansatz im Blick auf eine Kirchenreform als geistliche Erneuerung ergeben könnten.

1. Wir brauchen mehr Hilfe für alle Leitungsgremien unserer Kirche zu neuem Ernstnehmen ihrer Aufgabe, die Christen in den Gemeinden und Einrichtungen *zum Leben mit Gottes Wort in der Praxis des Alltags* zu ermutigen und *praktische Hilfen* dazu anzubieten. Im Bereich jeder unserer Landeskirchen sollte es geistliche Zentren geben, die Rüstzeiten für Kirchenvorstände, für Mitarbeiter, für interessierte Gemeindeglieder mit erfahrenen Teams ausrichten. Solche Häuser personell wie finanziell hervorragend auszustatten, sollte zu den „ersten Prioritäten“ gehören. Die Gründung des Bibelklosters in Schleswig innerhalb der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche ist zum Beispiel ein Schritt in die richtige Richtung.

2. Wir brauchen dringend eine erneute durchgreifende Reform der Aus- und Fortbildung unserer Pastorinnen und Pastoren. Sie sind ja die Ersten, die im Leben mit Gottes Wort selbst erfahren sein müssen, um davon in Gottesdienst und Seelsorge, Predigt, Unterricht und Erwachsenenbildung zu anderen überzeugend zu reden und die ihnen anbefohlenen, auf ihren Dienst angewiesenen Christen zu einer praxis pietatis zu ermutigen und zugleich zuzurüsten. Gründliche und detaillierte Bibelkenntnis ist dafür das A und O und eine Amtsauffassung im Sinne der biblischen Lesungen zur Ordinationshandlung die nötige Voraussetzung.

3. Wir brauchen eine Reform der Aus- und Fortbildung der Pastorinnen und Pastoren zugleich auch im Sinne einer Befähigung und geistlichen Be-

reitschaft zu missionarischer Aktivität unter der wachsenden Zahl der Kirche entfremdeter Menschen. Dazu ist nach wie vor eine solide „humanwissenschaftliche“ Bildung eine notwendige Voraussetzung, jedoch in Veränderung ihrer Bedeutung, die ihr seit den sechziger Jahren bis heute zugeschrieben wird: nicht als Maß für die Auswahl und Umprägung theologischer Themen, sondern zu verstehender Einsicht der Gründe solcher Entfremdung und der Chancen, ihnen das Evangelium so nahezubringen, daß sie es als für das Gelingen ihres Lebens notwendig erkennen. Dazu bedarf es wiederum einer verstehenden Kenntnis und Anerkennung der *Glaubenslehre* der Kirche!

4. Für die beiden letztgenannten vordringlichen Aufgaben ist eine verantwortungs- und vertrauensvolle ständige Arbeitsgemeinschaft zwischen Kirchenleitungen und theologischen Fakultäten unabdingbar. Die leider traditionelle Reserve gegeneinander muß überwunden werden.

5. In einer lutherischen Kirche ist die Rechtfertigung des Sünders allein kraft Gottes Gnade in Christus durch den Heiligen Geist nicht nur der Kern und das Maß aller Glaubenslehre, sondern auch aller christlichen Lebenspraxis. Wer sie verkündigt und lehrt, muß sie darum auch das eigene Leben bestimmen lassen. Dazu hat Christus Beichte und Absolution eingesetzt (Joh 20,23). Diese hat unsere Kirche weitgehend verloren. Sie muß dringend wiedergewonnen werden, angefangen bei den Pastorinnen und Pastoren selbst. Es ist zu überlegen, ob es dazu nicht eines eigenen Amtes bedarf: eines „Spirituals“, der beziehungsweise die – unabhängig von allen Dienstrechtswegen – für die geistliche Begleitung aller Theologen bereit steht, von den Studierenden bis zu den Bischöfen. Ein solcher Spiritual sollte auch regelmäßig geistliche Rüstzeiten leiten, in denen so viel geschwisterliches Vertrauen unter Pastorinnen und Pastoren geschenkt wird, daß die im Dienstrecht genannte „Gemeinschaft der Ordinierten“ geistliche Lebenswirklichkeit und deswegen eine wichtige Hilfe für sie wird. Die pastoralpsychologische Einzel- und Gruppenberatung hat eine davon völlig verschiedene Bedeutung und wird so von dem verbreiteten Mißverständnis entlastet, als sei sie etwa die moderne Form von Beichte und Absolution.

6. Die Mitte des Gottesdienstes der Kirche nach *Confessio Augustana VII* ist Christi Gegenwart in Wort und Sakrament. Die liturgische Entwicklung nach 1945 hat dazu geführt, daß unsere Gemeinden das heilige Abendmahl deutlich öfter feiern und es zum Teil liebgewonnen haben. Von dem Wort- und Sakramentsgottesdienst nach *Confessio Augustana VII* sind die meisten Gemeinden aber noch weit entfernt. Das muß als geistlicher Mangel erkannt werden, den beharrlich und behutsam zu überwinden in gesamt-kirchlichem Konsens das Ziel bleiben muß. Leib und Blut Jesu Christi zu empfangen, bedeutet in der praxis pietatis: von der entscheidenden Nahrung

des ganzen Lebens und Zusammenlebens zu zehren. Die sonntägliche Erfahrung, in der Predigt Christi eigenes Wort zu hören und in Seinem Mahl leibhaftig an seinem Auferstehungsleben teilzuhaben, ist in der praxis pietatis die Weise, wie das Grundgeheimnis der Verbindung zwischen Christus und den Seinen – er in ihnen und sie in ihm – konkret zu erfahren ist, ist „gelebte Rechtfertigung“. Dazu bedarf es einer gründlichen theologischen wie liturgisch-praktischen Hinführung und Einföhrung der Studenten und Vikare. Auch von der Art und Weise, wie die Liturgie – ebenso zucht- wie liebevoll – am Altar vollzogen wird, hängt viel ab, daß der Gottesdienst in seiner geistlichen Ausstrahlungskraft von der Gemeinde erlebt werden kann.

7. Ich kehre zum Anfang zurück. Die drei dort genannten gegenwärtigen Leitungsprobleme würden in einem anderen Licht erscheinen, und die Chancen, besser mit ihnen umzugehen, würden steigen, wenn im Sinne dieser sechs Gravamina Bewegung in unserer Kirche entstünde. Leitungsgremien hätten es dann leichter, 1. Konsens auch für Prioritätensetzungen zu finden; 2. die Weisen öffentlicher Präsenz der Kirche mit mehr echtem Selbstbewußtsein gegenüber den Meinungs- und Verhaltenstrends auszuwählen und wahrzunehmen; und 3. alle Kirchenmitglieder zu missionarischem Dienst zu motivieren, zu sammeln und zu befähigen.

Ich hoffe ja, ihr werdet so viel christlichen Verstand haben, daß ein Pfarramt, Predigtamt und das Evangelium sei nicht unser, noch eines Menschen, ja auch keines Engels, sondern allein Gottes, unseres Herrn, der es mit seinem Blut uns erworben, geschenkt und gestiftet hat zu unserer Seligkeit. Darum er gar hart über die Verächter urteilt und spricht: „Wer euch verachtet, der verachtet mich“ (Lk 10,16) und: „es wäre ihm besser, er hätte es nie gehört“ (II Petr 2,21).

Martin Luther, WA.B 10, 255,18–24